

kritische Distanz zu dem Werk eines Gelehrten zu bewahren, der die Arbeit mit-begutachtet.

*Saint Cyr sur Mer*

*Michael Hereth*

### **Wider die Normativitätsnormierung!**

*Möllers, Christoph*: Die Möglichkeit der Normen. Über eine Praxis jenseits von Moralität und Kausalität, 461 S., Suhrkamp, Berlin 2015.

Christoph Möllers' seit Erscheinen vieldiskutierte Theorie über die „Möglichkeit der Normen“ und Engstirnigkeit sozialphilosophischer Normativitätskonzepte angemessen darstellen zu sollen, ist ein einschüchterndes Unterfangen. Der von Möllers vorgezeichnete Weg zu einem supradisziplinär integrierten Verständnis des Begriffs, der Wirkung und der Ambivalenz sozialer Normen will immerhin nicht nur thematisch souverän sein. Auch eine Emanzipation vom espritlosen Regeldenken und eine mehr als bloß akademische Konfrontation mit dem hierzulande etablierten Normativitätsparadigma werden verlangt. Soziale Normen, so Möllers, sollten nicht länger auf Ideale beschränkt werden und andernfalls den eigenen Inhalt nicht zum allgemeinen Maßstab erheben, mithin „[k]einen gemeinsamen Begriff des Normativen implizit unterstellen“ (S. 11).

Eingeteilt ist das Werk nebst einer Einleitung in drei griffige Hauptteile: „Probleme“, „Begriffe“ und „Erträge“. Während der erste Teil zu einer umfassenden Kritik der vor allem außerjuristischen Normativitätstheorien ansetzt, die sich für die Materialisierung ihrer idealisierten „Normen“ kaum interessierten und hilflos etwa gegenüber demokratischen Praktiken wie der Mehrheitsregel seien (z. B. S. 43ff.), formuliert der zweite Teil einen Abhilfeschlag. Soziale Normen sollten als Ausdruck einer – um es Weberianisch anzuverwandeln: je konkreten Möglichkeitsverwirklichungschance begriffen werden. Jeder Umgang mit ihr verbliebe dann in der Sphäre sozialen Handelns, würde nicht dem individuellen Selbstgehorsam moralischen Gewissens überantwortet, bloß um verlässlich am umso unerträglicheren Anderssein der Wirklichkeit zu scheitern, in rigiden Normenfundamentalismus oder erhabene Totalkritik zu münden. Der dritte Teil des Buchs überführt diese moralisch enthaltsame, gewissermaßen soziologische Perspektive in ein Spektrum, das

der Komplexität des Themas von Normenproduktion, Normenbefolgung, Befolgungserzwingung, Normenkollision und Normendestruktion gerecht(er) werden soll.

Das Ziel all dessen ist die Plausibilisierung eines Normativitätsverständnisses, in dem Widerspruch, Abänderung und sogar Scheitern einer Norm nicht notwendig als Versagen der Wirklichkeit gegenüber einem ihr immerzu überlegenen Ideal evaluiert werden müssen. So zielt Möllers auf eine Idee normativer Praxis als einem sozialen und mithin selbst ethisch flexiblen Zusammenhang, auf eine nüchterne Normativitätsidee, die sich nicht gemein macht mit der imperativen Hoffnung auf Wirksamkeit konkreter Inhalte und sich nicht verfängt in der Illusion zivilisatorischer Universalität und objektiver Neutralität.

Offenkundig befremdet reagiert Möllers' Opus damit auf Konvolute der praktischen Normen- und Gerechtigkeitsphilosophie, für die zuletzt keine Kosten gescheut wurden, um beinahe jeder sozialen Praxis jede nur denkbare Gerechtigkeitstheoretische Unzulänglichkeit en détail nachzuweisen. So unterstellt Möllers' Perspektive nicht nur eine Selbstreferentialität dieser politikphilosophischen Normativitätsforschung. Zugleich attestiert wird ihr ein methodischer Zirkelschluss: Ein moralphilosophisch intendiertes Normenverständnis, das Normativität als vernunftorientierte Rechtfertigungspraxis begreife, ignoriere die Vielfalt sozialer Normen, diskriminiere nämlich die Mehrheit all jener Konventionen und zwingenden Regeln, die ohne moralische Geltungsgründe unseren Alltag bestimmen. Dabei weist Möllers den anthropologischen Zeitgeist der politikphilosophischen Normenforschung zwar nicht unbedingt zurück, wo dieser die Menschheit als Rechtfertigungsgattung konstruiert. Wohl aber bezweifelt Möllers die sozialwissenschaftliche Leistungsfähigkeit und strategische Nützlichkeit einer politischen Rechtfertigungsphilosophie.

Ohne die institutionalisierte Deutungsmacht der jüngeren Kritischen Theorie einschließlich des globalen akademischen Siegeszugs diskurs-ethischer Kommunikationsmodelle jedenfalls ist dieser für Außenstehende womöglich überzogen wirkende anti-normativistische Gestus folglich kaum zu verstehen. Wenn der präzise Titel fragt, welche realistischen „Möglichkeiten“ Normen „jenseits von Kausalität und Moralität“ haben, will Möllers also eine der außerakademischen Zugänglichkeit entfremdete Normativitätshegemonie im Alleingang anfechten – und vor diesem Hintergrund beeindruckt die thematisch riesige

Dimensionalität des gleichwohl klug proportionierten, uneingeschücherteten und hervorragend lesbaren Buchs umso mehr.

Entsprechend deklassifizierend reagierte der Frankfurter Doyen der von Möllers immer wieder kritisierten Schule, der arrivierte Leibniz-Preisträger Rainer Forst, in der Wochenzeitung „DIE ZEIT“ (Nr. 3, 2016). Der „Berliner Staatsrechtslehrer, Rechtsphilosoph und frisch gekürte Leibniz-Preisträger“ Möllers, „einer der Virtuosen seiner Zunft“, kämpfe, so Forst, „einem edlen Ritter gleich [...] gegen Windmühlen [...]. Möllers' Befürchtung, dass diejenigen, die Normen als Rechtfertigungen für Handlungen und selbst auf Rechtfertigungen beruhend ansehen, stets nur auf gute Gründe und letztlich auf moralische Gründe blicken“, sei „unbegründet“.

Diese Kritik ist mindestens insofern gerechtfertigt, wie der als *Wiko-permanent fellow* und *public intellectual* dauergefragte Möllers eher jene prominente Literatur aufs Korn nimmt, die den von Forst zurückgewiesenen Einwand tatsächlich vermittelt. Das sind zwar immer noch beträchtliche Mengen, Titel aber auch, durch die suggeriert wird, das Thema sei maßgeblich mit Verkaufsschlagnern und abstrakter Höhenkamm-literatur bestückt, bedürfte einer äußeren Erdung, zu der die Disziplin selbst unfähig sei. So gerät Möllers bisweilen aus dem Blickfeld, dass es gewöhnlich nicht die der Wissenschaftskommerzialisierung seitens der *academic celebrities* geschuldeten Prestigemonographien sind, in denen sich fachspezifische Selbstkritik, reflexive Kraft, empirische Prüfung und sogar materiale Anschaulichkeit entfaltet. Umso mehr könnte die Politische Theorie und Sozialphilosophie nun nachlegen!

München

Sebastian Huhnholz

### Demokratie als Anomalie?

*Möller, Kolja*: Formwandel der Verfassung. Die postdemokratische Verfasstheit des Transnationalen, 240 S., transcript, Bielefeld 2015.

In den soziologischen, rechtswissenschaftlichen und politologischen Debatten der letzten Jahre hat die Frage nach einer Verfassungsbildung jenseits des Staates vermehrt Aufmerksamkeit erhalten. Unter den Proponenten, die einen solchen Konstitutionalisierungsprozess behaupten, ist unter anderem strittig, was für Regime

hierdurch gebildet werden, wie es um ihre Legitimität bestellt ist und ob mit ihnen Chancen für eine Demokratisierung des Regierens jenseits des Staates eröffnet werden. Mit Kolja Möllers Studie über den „Formwandel der Verfassung“ liegt ein weiterer Beitrag zur Diskussion vor.

Möller diagnostiziert einen mit der weltgesellschaftlichen Verflechtung zusammenhängenden Verfassungsbildungsprozess, der sich anhand der Entwicklung eines globalen Handelsrechts, globaler Menschenrechtsnormen oder eines zum Teil supranationalen Regimes wie der Europäischen Union beobachten lasse. Er nähert sich ihm mit einer theoretischen Perspektive, die auf der einen Seite das diagnostische Potenzial der Systemtheorie ausschöpfen soll, auf der anderen Seite die gesellschaftskritischen Motive der Verfassungskritik des frühen Marx sowie die hegemonietheoretischen Innovationen des Postmarxismus aufzunehmen habe. Die eigene Perspektive wird im Fortgang der Studie insgesamt durch die Rekonstruktion von Theorien entwickelt (Marx, Luhmann, Stäheli, Fischer-Lescano, Teubner, Laclau/Mouffe, Maus u. a.).

Verfassungen werden von Möller als „reflexive Strukturbildungen“ (S. 16) definiert, die Recht und Politik miteinander verkoppeln, über bestimmte Regierungsweisen entscheiden und Grundrechte enthalten. Zugleich wird die Verfassung, mit Karl Marx, als stets in konkreten gesellschaftlichen Lebensformen situierte begriffen. Sie dürfe nicht hypostasiert werden, sondern müsse vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Einbettung und ihrer Scharnierfunktion zwischen Herrschaftsausübung und Herrschaftsbegrenzung interpretiert werden.

Gegen die These einer die nationalstaatliche Ebene nur funktional ergänzenden supra- und transnationalen Ebene des Regierens, interpretiert Möller die „Weltgesellschaft“ als eine „fragmentierte Hegemoniekonstellation“ (S. 33), in der *politische* Regime zu beobachten seien, zuvörderst das dominante „Weltwirtschaftsregime“ (S. 34ff.). Es zeichnet sich dem Autor zufolge dadurch aus, dass es eine maßgeblich kapitalstarken Akteuren zugutekommende Handlungs-rationalität auf Dauer stellt und sich gegenüber demokratischen Ansprüchen abschirmt. Vor dem Hintergrund dieser Diagnose kritisiert Möller an jüngeren Verfassungstheorien, ihre Erwartung auf eine funktionale Begrenzung oder auf eine liberal-demokratische Transformation transnationaler Regime sei ideologisch beziehungsweise utopisch. Er gelangt zu dem Schluss, unter anderem mittels eines gelungenen Exkurses